

Aus den Briefen der Marie I. an Dr. Rudolf Gustav Puff

Eine „Love-Story“ im steirischen Biedermeier

Von Franz Otto Roth

Hier ist nicht der Ort, uns mit Dr. Rudolf Gustav Puff (1808—1865), den seinerzeit bestbekanntem Marburger Gymnasialprofessor in den Jahren 1830 bis 1861, einem gebürtigen Weststeirer und liebenswerten Vertreter des heimatischen Biedermeier, ausführlich zu befassen.¹

Heute gilt unser Anliegen einem Einzelfall, welcher über die persönliche Bedeutung für Lebensschicksale von Menschen das Selbstverständnis einer Zeit wie in einer fotografischen Sofortaufnahme an einem einmaligen Beispiel erfassen und nachspüren läßt . . .

Aus den Briefen der genannten Verfasserin an den knapp vorgestellten Empfänger formt sich eine unerfüllte Liebesgeschichte und das Pendant einer noblen Freundschaft des etwa dreißigjährigen Marburger Professors und Schriftstellers zur knappen Mittzwanzigerin aus streng bürgerlichem Haushalt in Cilli/Celje.² Nach fünfjährigem Ringen scheidet das Mädchen nicht so sehr an den recht emotionell erlebten Höhen und Tiefen ihrer starken Zuneigung zu einem minder stark geprägten, echt oder eingebildet todkranken Mann als vielmehr an der Härte der Eltern, der Familie, in welche Marie durch ihre Herkunft eingebunden war: Die Eltern wollen sie „standesgemäß gut unter die Haube“ bringen und verstehen aus ihrer Welt nicht den Freiheitsdrang ihrer „Tochter aus gutem Hause“, einen eigenen Weg zu gehen und ihr Lebensglück zielbewußt selbst zu suchen. Die Zeit ist für ein Happy-End noch nicht reif — die Hilfestellungen des selbstlosen Freundes Rudolf Gustav erweisen sich als zu schwach gegenüber der Barriere aus Norm und Tradition. Der Freund im edelsten Wortsinne wird diffamiert — die Eltern nötigen wegen des „Ansehens der Familie“ die Tochter, alle Kontakte zu ihm abzubauen: Weder Liebster noch Freund lautet die Quintessenz eines sinnlos geopfertem Daseins.

Dies mußte vorweggenommen werden, weil Stil und Diktion der Briefe eine lebenswürdig heile Welt vortäuschen mögen.

¹ Ilia, der Bauernkaiser, in Bll. f. Hk. 49/1975, S. 114—125.

² Steiermärkisches Landesarchiv, I. Das „Joanneumsarchiv“, 3. Herrschafts-, Familien-, Stadt-, Markt-, Gemeinde-, Pfarr- und Klosterarchive; Nachlässe: Puff, Dr. Rudolf Gustav, Prof. in Marburg, Nachlaß. Dazu masch. Inventar Nr. 298. — Die ausgewerteten Briefe der Marie I. als Heft 135 in Schuber 3 (3/135). — Grundsätzliches zur Quellengattung und Thematik sowie zum „Anliegen der Verschwiegenheit“ des Archivars und des publizierenden Historikers in einer umfassenderen einschlägigen Studie, die Ende 1988 in einer in Graz erscheinenden Festschrift gedruckt vorliegen wird.

Bereits der erste Brief vom 24. April³, gerichtet an Dr. Puff, den *schätzbarsten Freund* in Marburg/Maribor, führt sogleich hinein ins zentrale Anliegen einer bittersüßen Liebesgeschichte: . . . *in dem unseligen Wahn, daß mich mein unvergeßlicher Hermann wirklich nie mehr mit einem Schreiben beglücken wird, lebte ich nun schon viele kummervolle Wochen (denn selbst dahin muß es kommen, daß keine Mitteilung zwischen uns mehr stattfinden darf!)*. Da erhielt ich sein Bild, ein Schreiben von ihm, einige teure Zeilen von Ihnen, die mich Ihrer Freundschaft versichern: Und meine Freude hatte keine Grenzen! . . . Mit innigem Vergnügen schreibe ich die Zeilen auf Ihrem Stammblatt nieder — es freut mich unendlich, in der Zahl Ihrer . . . Freundinnen zu stehen! Es ist mir wahrlich Trost, Ihre Freundschaft zu besitzen — entziehen Sie mir niemals diese, es ist das einzige, was mir von meinem Glücke blieb, denn Marie schließt dem Schreiben an Rudolf Gustav ihren Abschiedsbrief an Hermann, den Geliebten, bei. *Das Schicksal steht* (in Gestalt von Mariens Eltern) *grausam* vor den Liebenden — *Trennung ist unser Los!*

Am 15. Mai 1836 bittet Rudolf Gustavs Freundin denselben, *Ihrer Frau Gemahlin meine Empfehlung melden zu wollen*. — Dr. Puff übersandte ein Buch seiner Gedichte und erklärte sich bereit, *mir und meinem guten Hermann dienlich sein zu wollen! Doch, bester Freund, bei mir ging nun die lang genährte Hoffnung zugrabe . . . keine Freundschaft vermag uns zu retten: Wir sind auf ewig getrennt*.

Der *schätzbarste Herr Professor* wird in Mariens Brief vom 8. Oktober 1837 zum *teuersten Freund*. Marie bittet Dr. Puff gegebenenfalls um schonungslose Aufklärung über ein kursierendes Gerücht, daß „ihr“ Hermann *eine Anverwandte ehelichen soll und deshalb nach Ungarn ziehe. Oh ich Törlin! daß ich so lange für ihn lebte, so lange nur für ihn fühlte (und) jedes a n d e r e Glück mit Füßen trat, indessen er sich meiner vielleicht nur in Spott erinnerte, wie mich sein Abschiedsgedicht glauben machen kann . . .* Und Marie bittet ihren Freund: *Lächeln Sie nicht über meine unauslöschliche Liebe —, lächeln Sie nicht über die Schwäche meines Herzens, welches nun die Täuschung sieht und dennoch nicht die Stunde verdammt, welche mich in die Tiefe meines Elends stürzte: Es waren selige Stunden an der Seite meines Hermanns; möge nun er so glücklich sein, wie ich es zu sein wähnte*.

Was Marie bereits im frühen Oktober ahnte, daß Dr. Puff *auch nicht glücklich* war, wurde ihr vor ihrem Brief an ihn vom 18. Oktober 1837 zur quälenden Gewißheit: *Entfernen Sie jenen Gedanken, der Sie veranlassen könnte, mit Ihrem freien Willen diese Welt zu verlassen — oh, widerrufen Sie ihn um meiner Ruhe willen!* — Dann allerdings überwältigt Marie ihr eigenes Schicksal, und sie fleht ihren Freund an: *Oh, fühlen Sie mit mir die Bitterkeit meines Daseins! alles ist vernichtet — und ich lebe und liebe dennoch . . . !*

Zwei undatierte (und möglicherweise unvollständig überlieferte) Briefe —

³ Die Briefpassagen orthographisch und grammatisch leicht korrigiert, doch in Form, Stil und Flair unverändert nach dem Original. — Hierorts soll bewußt nicht im Sinne einer stilkundlichen Untersuchung hinterfragt werden, ob und wo literarische Vorlagen für den zuweilen hochgestochenen Briefstil Mariens zu suchen sind; man müßte nicht unbedingt an den klassischen Briefroman oder an daran orientierte „Erziehungsbücher“ für bürgerliche Mädchen denken — vgl. etwa H. Neunteufel, *Frauen im Vormärz*, in: HJb Graz 7/8 (1975), S. 149–164 —, es sei bloß an „zweitrangige“ Zeitschriften- oder „Taschenbücher“-Literatur erinnert, wobei außer Rudolf Gustav Puff auch Johann Gabriel Seidl in Cilli mitwirkte.

sie müssen aber vor dem 24. November 1837 abgefaßt worden sein — markieren einen Tiefpunkt im Seelenzustand unseres Bürgermädchens aus Cilli: Auf dem üblichen Weg des Versteckenspielens vor ihren Eltern, an die Freundin gerichtet, doch durch Besuche bei der unauffälligen Übergabe an die eigentliche Empfängerin hinausgezögert, erhält Marie via Rudolf Gustav zwar einen Brief „ihres“ Hermann; doch nun glaubt die Verhärmte, daß aus Hermanns Schreiben *überall die erkaltete Liebe herausblickt: Und nur gezwungen erscheinen mir seine Worte der Herzlichkeit und der Versicherungen — sie scheinen mir nicht vom Herzen zu kommen!* Mariens Annahme dünkt nicht aus der Luft gegriffen, spricht er doch in seinem so sehnlichst erwarteten Brief viel von den Vorzügen eines anderen Mädchens! Und Marie fühlt: *Ich bin ihm fremd geworden — und dies ist alles. — Ist doch kein Mensch glücklich, und Marie forscht gegenüber Rudolf Gustav gequält weiter: Und inwieferne können Sie mir, teurer Freund, Trost bieten, da Sie selbst die Freuden dieser Welt zu entbehren scheinen?*

Mühsam kam der zweite undatierte Brief Mariens an Rudolf Gustav zustande: *Wohl mehr als fünfmal saß ich schon am Schreibtisch . . . allein es mangelte mir stets die Ruhe des Gemüts; meine Ideen sind ganz verworren — zerstört ist mein ganzes Sein. Ich sitze sinnlos da mit der Feder in der Hand und weiß nicht, wo ich anfangen, worüber ich zuerst klagen soll! — Meine Stimmung ist täglich düsterer, und täglich wird der Gedanke mächtiger, daß Hermann mich vergessen hat. Während Marie an Hermanns vermutlicher Kälte leidet, bin ich selbst jetzt nicht von Bewerbung frei — ein anderer Mann wirbt um mich, doch es soll niemand durch mich unglücklich werden, denn ich könnte jedem nur die Hand, kein Herz schenken; es ist genug, daß mein Glück zerstört, mein Frieden dahin ist, und meine Ruhe vernichtet: Ich kann und werde nie, nie mehr glücklich (sein)! — Ein Mädchen aus Pettau/Ptuj übermittelte Marie Grüße von Rudolf Gustav, doch er kam nicht nach Cilli. Dergestalt sandte Marie ihm ein kleines Andenken nach Marburg: *Verschmähen Sie es nicht — es wird mich unendlich freuen, wenn Sie dieses von Ihrer armen, leidenden Freundin annehmen werden!**

Am 24. November 1837 weiß Marie um Rudolf Gustavs körperliches Unwohlsein und seelisches Unbehagen: *Teilen Sie mir, teurer Freund, doch stets Ihre Gemütsstimmung mit, damit ich mich entweder mit Ihnen freuen darf, oder Ihren Kummer teilen kann! — Besitze ich doch Ihre mir teure Freundschaft, die mir in meiner traurigen Lage, in meiner düsteren Stimmung, meine ganze Glückseligkeit ausmacht. Oh, entziehen Sie mir diese nicht, die Beruhigung für dieses leidende Herz ist . . ., denn ich suche halt dort Trost, wo ich ihn zu finden hoffe*.

Am 3. Jänner 1838 *ergriff ich zwar schüchtern die Feder, und doch kann ich es nicht unterlassen . . . : Ich lebe in der fürchterlichen Ungewißheit, wie — und ob er (Hermann) lebt!* Und wir lesen das verzweifelte Postskriptum: *Oh, retten Sie mich bald aus meiner qualvollen Stimmung, meiner Ungewißheit, meinem Kummer; oh, ich bitte sehr!* — Zuvor wollte Marie Rudolf Gustav Neujahrswünsche aussprechen: *Ich bin an Worten zu arm! Ich sitze hier wie ein sinnloses Wesen, wenn ich die Gefühle meines Herzens an den Tag legen soll*.

Um den 24. März spricht Marie Dr. Puff gegenüber von beider werten und *heiligen Freundschaft*. Bezüglich Hermanns möge er sie *mit Ihren Hoffnungen nicht täuschen! Die arme, unglückliche Freundin Marie* will die vollständige

Wahrheit über ihren Hermann wissen um jeden Preis: *Ich bestehe darauf!* — Wenn Briefe keine Klärung bringen, will sie, das „wohlbehütete“ Bürgermädchen, zu ihm (in die Obersteiermark?) reisen: Dr. Puff soll ihr alle „Reiseunterlagen“ erstellen . . . *Es ist spät. Gott erhalte Sie! und bleiben Sie der schützende Freund Ihrer armen, aber innigsten Freundin!*

Zwei Tage später schreibt eine dankbare Freundin Marie — dankbar für einen Brief Rudolf Gustavs nach längerer Pause — als ein Mädchen, das nirgends Ruhe findet, zu Ausführungen Dr. Puffs Stellung beziehend: *Sie schreiben mir, daß Sie viel den Karnevalsfreuden beiwohnten und ein Ziel suchten, welches allen Leiden ein Ende gibt. Aber auch ich, teurer Freund, suchte im Taumel dieser Freuden mein Grab — aber auch dieses fand ich nicht: Ich weiß nun nicht, zu welchem Leiden ich noch bestimmt bin! — Mein Vetter sagte: „Fluche mir einstens nicht, denn ich ging elend auf den Tanzboden, tanzte wütend (!), doch meine Zeit ist nicht um.“ — Ich lebe noch! bin gesund und darf hierüber nicht murren. Ich bin zum Leiden geboren — meine Leiden sind, daß ich lebe, jetzt noch lebe, nachdem ich erfuhr, was Liebe für Freuden, was Liebe für Kummer bereitet.*

In ihrem Brief vom 5. April 1838 zieht Marie ein trauriges Resümee: *Der schöne Glaube an Hermann schwand und mußte schwinden! Nach den Schwüren der ewigen Liebe, der festen Treue . . . hätte er mein Gefühl nie mehr verletzen können als durch dieses Schweigen. Klar und immer deutlicher wird es mir, als was ich dieses Schweigen zu erkennen habe: Es ist die Antwort, die er mir, für die er mich nach seiner erkalteten Liebe würdig glaubt. — Und Marie sieht eine Parallele: Als jenes Mädchen, die (!) ihn ehelichen wollte, die Frage stellte, ob er sich mit ihr verbinden wollte, hing er seine Flinte (um) . . . und ging fort; und kehrte so lange nicht wieder, bis sie das Schloß verließ. — Dies war seine „Antwort“ — darf ich was anderes (er)hoffen? — Sein Schweigen ist auch eine Antwort . . . und doppelt schmerzlich ist es für mich, daß er mich einer anderen Antwort nicht würdigt. — Marie wünscht eine allerletzte Konfrontation: Mein Wunsch wäre nur, ihn noch einmal zu sehen, zu sprechen — dann aber hinüber zu wandeln in eine bessere Welt: Die Marie (gäbe) es dann für diese Welt nicht mehr. Da Marie die Möglichkeit einer persönlichen Zusammenkunft mit „ihrem“ Hermann als unrealistisch einschätzt, soll Dr. Puff, der ja mit Hermann beständige Kontakte unterhält, es erreichen, daß dieser Marie einen allerletzten Brief schreibt, worin er ihr vollkommen wahr seine Gesinnungen enthüllt! — Dann eine eher überraschende Pointe zu guter Letzt: *Teurer (!) Freund! Bald vielleicht bringt mich ein günstiger Wind in Ihre Nähe nach Marburg! . . . Wo und wie könnte ich Sie treffen? Oh Gott, wie freue ich mich — Ihre ewige Freundin . . .**

Am selben 5. April läßt ein zweiter Brief Mariens an ihren teuren (!) Freund in Marburg den klassischen „Falken“ Boccaccios in jene Novelle hinein flattern, die Jahrhunderte nach dem berühmten Italiener im eher peripheren steirischen Unterlande das Leben schrieb: *Nicht wenig werden Sie staunen, so schnell zwei Briefe nacheinander zu erhalten! . . . Allein die Ursache besteht (darin), Ihnen wissen zu machen (!), daß ich eben heute ein Schreiben von Hermann erhielt! oh Freund, ein Schreiben, welches mich um meine Sinne bringt! Oh, daß ich jemals an Hermanns Liebe zweifeln konnte — ihn kränken, der ohnehin so viel leidet! Alle Zweifel sind nun gehoben . . . vertilgen Sie auf*

*ewig jeden meiner Briefe, worin sich nur ein kleiner Zweifel befindet!*⁴ — Hermann erklärt sich wohl genau, aber rechtfertigt sich nicht — aber mir genügt sein Schreiben: *Ich fühle mich neuerdings und noch einmal so fest an ihn gefesselt! Ewig bleibt dieses Herz sein, im Leben und im Tode, ist auch die Hoffnung für mich dahin.* Marie weiß sich von den Eltern beobachtet, von ihrer Umgebung belauert! Wann wird sie Gelegenheit finden, Hermann zu schreiben? So bittet und beschwört sie Rudolf Gustav bei der Freundschaft, welche sie miteinander verbindet, er, Dr. Puff, möge ihn, Hermann, gleich nach Erhalt dieses zweiten Briefes vom 5. April 1838 *in meinem (Mariens) Namen um Verzeihung (an)flehen, ihn beruhigen mit der Beteuerung, daß ich ihn nicht verkannt habe, nur etwas gekränkt war, ihn aber nie mehr kränken, nie mehr beleidigen werde: Er soll mir nur diesmal verzeihen, und mir wieder das sein, was er mir war.*

Am 29. April sehnt sich Marie nach einer Nachricht von Rudolf Gustav, welcher mittlerweile wohl aus Graz nach Marburg zurückgekehrt sein wird. Nicht solle Dr. Puff meinen, da Hermann nun ihr geschrieben habe und ihr Herz jetzt beruhigt sei, bedürfe sie, Marie, *des Freundes nicht! Heute wähle ich meine freien, ungestörten Stunden, um mich mit Ihnen, teurer Freund, zu unterhalten. — Übrigens, bald werde ihr Vater aus Cilli verreisen, da könnte ich ungehinderter mit Ihnen sprechen, wenn Sie Cilli besuchten: Mündlich läßt's sich besser tun!* — Bis dahin wäre ein Briefchen Rudolf Gustavs *der einzige Trost der trauernden Freundin*, denn wenngleich Marie nur für ihren Hermann lebt, *werde ich nie, nie mehr glücklich! Denn Hermann scheint sein körperliches Übelbefinden gänzlich untätig zu machen. Er lebt in der Idee: Er könne nicht mehr lange des Lebens genießen! Ist es wahr oder Wirklichkeit — gleichviel es ist ein Wurm mehr, um in meinem Innern zu nagen. Was ich leide, kann nur jener ermessen, der ähnliche Leiden teilt — sonst ist es über alle Begriffe, und so bittet Marie ihren Marburger Freund, ihr immer Zuflucht zu bleiben: Nur durch Sie gewinnt dieses kummervolle Herz wieder Fassung und einige Ruhe.*

Mariens triste Lage erhellt aus ihrem Brief vom 13. Mai 1838: *Aber nun sind es fünf Jahre, daß ich harrend dulde, vergebens hoffe und allen Stürmen des Lebens trotze, die mich um meine Freiheit bringen wollten; und ich bin trotzdem meinem Ziele, nach welchem meine Sehnsucht strebt, nicht näher gekommen! Mein Schmerz nimmt immer zu, und ich werde bald nimmer Kraft haben, mich zu retten — mein Los wird sein: Ergebung in den Willen meiner Eltern, und dann ist das Opfer vollbracht! Ich habe keinen Freund um mich, mein Kummer allein begleitet mich auf allen Wegen, oft gibt es in meinem Leben Stunden, daß ich mein Dasein erwünsche!* — Und Marie fährt sehr konkret fort, daß in unserem Hause ein Mann wohnte, der um sie warb. Kämpfend gelang es ihr, ihre Freiheit zu retten! Kaum war diese „Bedrohung“ vorbei, kam ein zweiter, sichtlich von den Eltern aufgemunterter Werber, doch noch einmal konnte Marie ihre Freiheit bewahren, gestärkt durch die damals ungetrübte Liebe zu ihrem Hermann. — *Nun aber scheint sich alles gegen mich verschworen zu haben, um mich in die tiefsten Tiefen des Elends zu stürzen. Denn es wirbt ein Dritter um meine Hand — wie wird es mir nun möglich (sein), diesen zu entfernen (!), indem meine Eltern über mich schon erbittert sind?*

⁴ Dieser Bitte der Freundin entsprach der Freund Rudolf Gustav nicht.

Ihren Brief vom 21. Mai 1838 schließt Marie mit dieser Bitte: *Denken Sie manchmal an die von dem herben Schicksal verfolgte arme und Ihnen von Herzen gewogene und dankbare Freundin!* — Sie kommt auf das vorige Geschehen zurück: *Daß mich die Eltern wegen der letzten Bewerbung um meinen Willen fragten, muß ich Ihnen nur noch sagen; doch mit Festigkeit gab ich zur Antwort: Auch der kann mich nicht glücklich machen und soll nicht ferner in mich dringen.* — Was ich deshalb litt, bitte ich, mir die Schilderung zu erlassen. — Ein gefährliches Mißverständnis mit sich abzeichnenden Spätfolgen muß Marie gegenüber Rudolf Gustav aufklären: Wenn er, wie bislang, an die Adresse von Mariens Freundin (!) schreibt, darf nicht Mariens Name aufscheinen! Die Freundin kennt auch ohne Absender Dr. Puffs Schrift und Siegel, weiß um die eigentliche Empfängerin, und wird den pro forma an sie, die Freundin, gerichteten Brief nie eröffnen . . .

Ein am 14. und 15. Juni geschriebener langer Brief enthält den Aufschrei: *Retten, retten Sie ihn; retten Sie Ihren Freund und „Bruder“ (Hermann)! Dann ist auch seine Marie, Ihre „Freundin“, gerettet!* — Denn sollten sich wider alle Hoffnung und „Vernunft“ die vielen Hindernisse überwinden lassen — *wer gibt ihm die Gesundheit . . . wieder?*

Hierauf erwähnt Marie einen tragischen Unglücksfall in der Bekanntschaft: *Das Kind blieb auf der Stelle tot — der Schmerz der Mutter grenzte an Wahnsinn.* — Bereits früher hatte Marie ungeachtet aller Verworrenheit sehr klug taktiert, als sie gegenüber ihrem Marburger Freund anregte: *Könnten Sie es nicht möglich machen, ein Schreiben oder sonst etwas von meinem Bruder mitzubringen, damit die Eltern in dem Glauben bestärkt werden, daß unser Bekanntwerden nur vom Bruder herrühre? Dann möchten sie keinen Verdacht schöpfen; viel unbefangener könnte ich mich dann Ihnen gegenüber benehmen, was mein innigster Wunsch wäre . . .*

Der Brief Mariens vom 30. Juni 1838 erweist sich von ganz anderem Inhalt als gewohnt; warum schließt *die wahre, innige und ewig dankbare Freundin* mit dieser Bitte an das Schicksal? *Oh wie sehr wünsche ich doch, Sie auch einmal glücklich zu sehen!* — Hier wird ein Krisenjahr im Leben unseres Dr. Rudolf Gustav Puff angesprochen: Angeekelt von persönlichen Widerwärtigkeiten im Marburger Gymnasium unter engstirniger klerikaler Hegemonie, abgestoßen von einer ihm „provinziell“ dünkenden Geistigkeit in der steirischen Draustadt, wollte Puff schier „fluchtartig“ Heimat, Beruf und Familie verlassen, um als Soldat in die Dienste des neuen freien Königreiches der Hellenen zu treten oder seine Fähigkeiten Frankreich im Kampfe um Algerien zu leihen. — Es sei vermerkt, daß es nicht der Gattin und der Familie, sondern einigen (!) „Freundinnen“ gelang, Puff, welcher sich zuvor mit Selbstmordgedanken getragen hatte, auch vom geplanten Exodus aus der Steiermark, aus dem Kaiserreich Österreich abzuhalten: Freilich, unser Marburger Gymnasialprofessor hatte manches von der Geistigkeit der zeitlich doch um einiges späteren „Liberalen“ vorweggenommen . . . Erteilen wir aber wieder unserer darob bekümmerten Marie das Wort: *Daß ich Ihr Übelbefinden geahnt, ist was Tatsächliches; und ich erkenne daraus, daß wir uns wohl schon ganz freundschaftlich verwandt sind; ich danke dem Schöpfer für dieses Vorgefühl, weil ich dann weiß, wann mein Freund leidet.* Ansonsten bittet Marie Rudolf Gustav um Verständnis für ihre *simplyn Briefe, deren Concept oft ganz verworren ist* — entspringt doch aller Makel ihrer *trüben Stimmung und traurigen Lage.* — Die

(Maria)Zeller Reise wankt, doch die Grazer nicht, denn von Cilli nach Graz kann eine junge Frau allein (!) reisen; in Graz hofft Marie ihren Hermann zu sehen: . . . *Herrscht die Liebe noch in seinem Herzen, so muß seine Sehnsucht der meinen gleichen! Dann ist es gewiß, daß wir uns (recte: einander) sehen, und Ihre Freundin glücklich wird, sehr glücklich . . .!*

Wenige Tage später *in größter Eile* ein Brief, nein — ein Hilfeschrei Mariens an Dr. Puff: Ein naher Verwandter (?), ein alter Mensch, vermeint, bald sterben zu müssen; er will sein Testament machen. Wie soll er zugunsten Mariens verfügen, wenn er nichts über deren Zukunft weiß? — Marie fürchtet das baldige Ableben ihrer betagten Eltern, auch den denkbar frühen Tod eines Bruders; zudem: *Hermann kränkelt stets — er ist zu bedauern! und dennoch beneide ich ihn insoferne, als er diese Welt bald wird verlassen können; doch nein, er soll sie nicht allein verlassen! Gott wird ihn wieder stärken, oder auch mich mit hinauf nehmen . . .* Wie soll sich Marie ihren Eltern gegenüber verhalten, wie wird sie versorgt sein? — Erklärt das Verhalten der Eltern gegenüber ihrer Tochter sich nicht aus deren fortgeschrittenem Alter? Betagte Menschen ändern ihre Normen kaum! Ein „anständiges“ Mädchen muß versorgt werden — für Mariens Vater gilt das Wort Friedrich Hebbels aus „Maria Magdalena“, daß der kleinstädtische Vater die aus seiner Sicht „heillos“ gewordene Welt nicht mehr verstehe . . .⁵

Die nach Freiheit, Selbstständigkeit strebende Tochter, nach dem Zeitgeschmack als etwa Mitzwanzigerin nicht mehr „absolut“ jung und taufersch, sucht Rat und Hilfe beim einige Jahre älteren „Freund“: *Helfen Sie und retten Sie mich! an Ihnen finde ich allein meinen Retter — und vermögen Sie es nicht, dann bin ich das Opfer eines furchtbaren traurigen Schicksals;* dergestalt schließt Puffs arme Freundin ihren Brief: *Ihr ist es zum Verzweifeln — wüßte sie bloß, ob ihr Hermann doch noch genesen wird . . .!*

Aus einem *düsteren* Brief Dr. Puffs vom 3. August 1838 muß Marie entnehmen, daß der ihre vom 1. August (noch) nicht in Rudolfs Hände gelangte. Daher formuliert sie nun am 7. August *in größter Eile* dermaßen: *Ende dieses Monats — wenn die Eltern kein Hindernis setzen — werde ich für etwa vierzehn Tage nach Graz reisen — ein studiosus aus der Verwandtschaft soll als Motivation dienen — und auf der Lend beim Drexlerwirt logieren.* In dieser Zeit in Graz muß Marie Hermann sehen, um ihre Zukunft abzuklären! — Betroffen, getroffen, schier verwundet weist unsere „Heldin“ den mißverständlichen leisen Vorwurf Rudolf Gustavs zurück, nur sie wolle „glücklich“ sein: Leidenschaftlich bricht es aus ihr heraus: *Nein — mit dem Glück und der Ruhe eines anderen will ich nie mein Glück erkaufen, denn ist es Hermanns freier Wille nicht, so wird er nie glücklich mit mir!* — Und bange fühlt Marie, daß er sie verlassen wolle, da er jetzt nicht antwortet, wo doch alles von einer klaren Antwort seinerseits abhängt: *So glücklich ich an Hermanns Seite wäre, so sehnsuchtsvoll ich dannach strebte, ebenso fürchte ich, daß es nicht Hermanns Wille ist . . .* Und Marie ringt sich zu dem Entschluß durch: *Aller Glückseligkeit würde ich lieber entsagen, als Hermann zu einem Schritt zwingen, den zu tun er so lange schon widerstrebt.*

⁵ Friedrich Hebbel (1813–1863) gestaltete in grüblerischen Tragödien den Zusammenstoß des einzelnen mit der geltenden „sittlichen“ Ordnung.

Im Oktober 1838 lösen sich die Verwirrungen allerdings auf schier tragische Weise: Einmal kristallisiert sich klar Mariens Bereitschaft heraus, auf „ihren“ Hermann im Hinblick auf seine labile Gesundheit zu verzichten; auch zeichnet sich ein Weg ab, den Kränkelnden im öffentlichen Dienst (!) beim Grazer Magistrat zu versorgen, wozu es kaum einer besonderen Vorbildung bedarf — und der in Aussicht gestellte Posten dünkt bei mäßiger Arbeitsleistung in puncto Entgelt geradezu lukrativ . . . ! Zum andernmal wird von seiten ihrer nächsten Angehörigen, möglicherweise durch „Verrat“ (ihrer „Freundin“?) Mariens Korrespondenz mit ihrem „Vertrauten“, unserem Gymnasialprofessor in Marburg, Dr. Rudolf Gustav Puff, bloßgelegt, wird mit dessen „Diffamierung“ im kleinbürgerlichen Sinne gedroht: Ein „Verhältnis“ eines verheirateten Mannes, allseits bekannt und — bislang — allseits „geachtet“, der als Erzieher im Brennpunkt des öffentlichen Lebens steht . . . ! Bloß die totale Willensentäußerung der Schuldigen kann den „Betroffenen“ noch retten, läßt der im Geiste noch immer „untertänigen“ beherrschten Masse, deren erste „Bürgerpflicht“ bald als untätige „Ruhe“ deklariert werden wird, die unversehrt gebliebene Fassade einer angeblich „heilen“, moralischen Welt von einer erstarrten herrschenden Schicht vorgaukeln . . . Erteilen wir zum letzten Male einer todtraurigen Marie in ihrem letzten Brief an den „Freund“ vom 24. Oktober nachts das Wort; ein bitteres Statement über die Sinnlosigkeit eines geopfertem Lebens, um Form und Trug, Hohlheit und Lüge einer als „unveräußerbar“ geltenden bürgerlichen Welt zu wahren. — Im Zusammenhang mit der spezifischen Ausformung des österreichischen Hochbarocks hat man von der *pietas Austriaca* gesprochen! Welcher Befund wohl hier am Platze wäre? Freilich — es ging bloß um ein junges Menschenleben aus Cilli: *Teuerster Freund! Ehe ich noch Ihren Brief erhalte, muß ich Ihnen diese Zeilen schreiben und Sie in Kenntnis setzen, daß ich schändlich verraten bin: Meine Eltern wissen alles! Die Korrespondenz mit Ihnen . . ., die Hoffnung, Hermann in Graz zu sehen. — Nun beurteilen Sie meine Lage; ich leugnete alles, doch ob es fruchten wird, wird erst die Folge zeigen. — Da nun alles gegen mich sich verschworen, so will ich mich auch des letzten Vergnügens entziehen und Sie bitten, mir nicht mehr zu schreiben und in unserem Hause mich nicht mehr zu besuchen! Denn meide ich von nun nicht jeden Schein, so bin ich unglücklich! — Meine Hoffnungen sind alle dahin, was soll ich auch noch ferner mir das Gewissen belasten? . . . Verwahren Sie diesen Brief, damit er Sie an dieses für mich schmerzliche Ereignis erinnern kann. — Gott gebe mir Kraft, dies zu überwinden. Dann ergebe ich mich in mein Schicksal mit Geduld und dem Bewußtsein, daß ich gegen dieses angekämpft habe, solange es möglich war, und alles aufbot, was meine Liebe erforderte. Nun ist's vorbei; was nun mit mir geschieht, weiß Gott! Ich ergebe mich in seinen Willen, ich habe keinen mehr.*⁶

Uns ermangeln Unterlagen über Mariens weiteren Lebensweg. Hat sie schließlich gebrochenen Willens den für sie ausgesuchten Ehemann geheiratet? — Ein Zeitbild, zeitlos gültig? — Ein Einzelschicksal und daher belanglos? Mitnichten!

⁶ *Es hofft der Mensch, solange er lebt!* Auch dieser tieftraurige Brief ohne happy end entbehrt nicht einer allerletzten herzerfrischend weiblichen Hoffnung: *Wann wir uns nun wiedersehen und -sprechen, weiß Gott! Doch soll nie eine günstige Gelegenheit von mir versäumt werden, Sie incognito zu sehen — Ihre unveränderliche Freundin Marie.*

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“

„Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch die Augen sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Auge sehen will, sondern auch durch das Herz. Ich bin ein Mensch, der die Welt nicht nur durch das Ohr hören will, sondern auch durch das Gemüt.“